



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wütschke: Deutschland und England in Afrika

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Deutschland und England in Afrika

Von Oberlehrer Dr. Wütschke



In einem früheren Aufsatz\*) habe ich anzudeuten versucht, wie England auf dem ganzen Erdball Stützpunkte seiner Macht sich erworben, wie es durch Besitzergreifung scheinbar noch so unbedeutender Punkte des Festlandes und Ozeans sein System eines Stützpunktnetzes ausbaute, wie es ihm gelang, den größten Teil der Hauptengpässe des Seehandels in starkem Maße zu beherrschen und damit tatsächlich eine einzigartige Macht der See- und Weltherrschaft zu erringen.

Diesen Weg hat England auch auf dem afrikanischen Festland eingeschlagen. Den Gegner abzudrängen von den günstigsten Punkten der Erdoberfläche, ihm die geographischen Grundlagen einer Machtentwicklung zu entziehen oder doch mindestens deren Wert zu beeinträchtigen, das ist das Mittel, das England in Afrika leider allzu häufig mit größtem Erfolge angewendet hat.

Afrikas natürliche Eingangstore bilden die Flussmündungen. Sein Charakter als Hochfläche mit mehr oder minder schroffem, terrassenförmigem Rande weist den großen Flußtälern die Aufgabe von Eingangstragen in das Innere zu. Aber dieses Innere des Erdteils lockte bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Wirtschaftsgebiet niemanden; man hatte sich bis dahin in Europa mit der Vorstellung des „dunklen“ Erdteils abgefunden. Die unermessliche, öde, menschenfeindliche Sandwüste des Nordens und Südens übte ebensowenig Anziehungskraft aus wie der undurchdringliche Urwald der heißen Mitte; denn anders schilderte keine Überlieferung den Erdteil. Wohl bildeten einzelne Küstenstriche des gemäßigten Afrika teils alten Kulturbesitz, wie die Mittelmeerküste, das Nilthal, teils waren sie bereits im siebzehnten Jahrhundert europäischer Kulturbesitz geworden, wie das holländische Burengebiet in Südafrika, aber sobald man weiter ins Innere vorzudringen versuchte, stieß man auf den unfruchtbaren, jeden Wertes unbar erscheinenden Wüstenand oder auf den Urwald, der die ansteigenden Höhen überdeckte und das ganze Innere des Erdteils zu erfüllen schien. Man ahnte weder den Reichtum des südafrikanischen Wüstengebiets an gleichendem Gold und blühendem Edelgestein der Diamanten, noch die wahre Ausdehnung und den wirtschaftlichen Wert der Urwälder, noch das Vorhandensein weiter steppenartiger, viehreicher und

\*) Englische Weltpolitik und Weltverkehrsfragen vor dem Kriege, „Grenzboten“ 1915, Heft 37, S. 321 ff.

dem verschiedenartigsten Anbau zuträglicher Hochflächen im Innern. Erst die großen, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in verstärktem Maße einsetzenden Entdeckungsreisen hellten den Zustand des Erdteilinnern auf; vollends brachte für Äquatorialafrika die Durchquerung Stanleys in den Jahren 1875/77 völlig neue Ergebnisse und warf mit einem Schlage die bisher fast allgemein herrschende Ansicht von der Wertlosigkeit des Erdteils über den Haufen. Es kommt dazu, daß die fast gleichzeitige Aufhebung des Sklavenhandels, der ja seine Ware aus Afrika bezog, dazu zwang, sich nach neuen Erwerbs- und Handelserzeugnissen des Erdteils umzusehen.

England erkannte die große Bedeutung der neuen Entdeckung. Unter dem Gesichtspunkt der eben beginnenden imperialistischen Politik trieb es, wie ich mich ausdrücken möchte, von jetzt an in Afrika „rein afrikanische“ Politik. Es erwarb oder erweiterte seine Besitzungen um ihrer selbst willen, im Gegensatz zu der bisher geübten „indisch-afrikanischen“ Politik, worunter ich die Maßnahme Englands verstanden wissen möchte, daß alle seine afrikanischen Erwerbungen nur Stützpunkte und Schutzniederlassungen auf dem einstmaligen einzigen Wege von Europa nach Indien um das Kap herum bilden\*).

Man kann den Zeitpunkt, in dem England den neuen Weg seiner Politik einschlug, nämlich sich auch möglichst die Zugänge zum Innern Afrikas zu sichern, fast genau bestimmen. Es ist der September 1876, im Geburtsjahr des Kongo- Staates, als in Brüssel auf Einladung König Leopolds II. von Belgien die Kongo-Konferenz zusammentrat. In diesem Augenblick richtete die englische Politik mit sicherem geographischen Blick ihr Ziel auf die Flußmündungen, in der richtigen Erkenntnis, damit die Zugangspforten und -straßen zu beherrschen, wenn etwa das Innere des Erdteils sich reicher erweisen sollte, als man bisher allgemein annahm. Die Stanley'schen Entdeckungen schienen diese bisherige falsche Annahme zu entkräften. Dieses „Zugreifen auf gut Glück“ ist immer ein Kennzeichen der englischen Ausdehnungspolitik gewesen.

Mit der Sperrung der Kongomündung setzt dieser neue Zweig der afrikanischen Kolonialpolitik Englands ein.

Allerdings lehrt nun ein Blick auf die Karte, daß England heute gar keinen Besitz an der Kongomündung hat und auch niemals hatte. Dennoch liegt hier das typische Beispiel der angeedeuteten britischen Abdrängungs- und Sperrpolitik vor. England weigerte sich bekanntlich, der im Anschluß an jene Konferenz 1882 entstandenen Association internationale du Congo beizutreten, um sich in jeder Weise seine Handlungsfreiheit wahren zu können. Selbst die besondere Aufmerksamkeit, die Frankreich seit 1880 durch Savorgnan de Brazza der Kongo-

\*) Ähnliches bezweckte bereits im siebenzehnten Jahrhundert Holland zur Sicherung des Seeweges zu seinen ostindischen Kolonien durch Erwerbung von St. Helena 1633 (bis 1651), von Mauritius 1638 (bis 1710) und vom Kapland 1651 (bis 1814). — Auch der Streit um Madagaskar zwischen England und Frankreich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dient zur Kennzeichnung dieser britischen Absicht.

frage zuwendete, konnte England nicht veranlassen, aus seiner Zurückhaltung durch persönliches Eingreifen herauszutreten. Aber es unterstützte die älteren Ansprüche Portugals auf die Kongomündung und auf einen Teil des Unterlaufes nachdrücklichst, da dem kleinen romanischen Königreich vermöge seiner Lage weder von Belgien noch Frankreich eine Gefahr drohen konnte, noch dazu unter Englands „Schutz.“ Am 24. Februar 1884 erkannte England vor aller Welt unumwunden Portugals Souveränität an der Kongomündung an. Leopolds II und Bismarcks Einspruch nützte nichts. Bismarck konnte im Februar 1885 im Anschluß an die seit November 1884 tagende Konferenz nur die neue Kongoakte durchsetzen, die aber an der Sperrung der Kongomündung nichts mehr ändern konnte. Trotz aller Handelsfreiheiten im Kongogebiet blieb Englands Einschränkung des Kongohandels mit Hilfe Portugals bestehen.

England wendete seit diesen Vorgängen kein Auge von der deutschen Kolonialpolitik, zumal kurz vorher (Februar 1884) Deutschland ein Stück des afrikanischen Bodens selbst unter seinen Schutz gestellt hatte. Jeder Schritt Deutschlands in Afrika bedeutete von nun an für England eine Einschränkung seiner Macht, und damit ein Zeichen zum Einschreiten gegen den Eindringling. Ging man doch sogar in England so weit, daß man insolge Bismarcks Eingreifen in der Kongofrage schon das Schicksal des unabhängigen Kongostaates mit dem Belgiens verknüpfte, obwohl dieser Staat nichts weiter damit zu tun hatte, als daß zufällig sein König auch Souverän des neuen Afrikaataates war. Ja, man sah in England schon das kleine Belgien in Deutschlands Händen, und damit nicht nur den Verlust des „englischen Sprungbrettes zum Kontinent“, sondern auch im Kongostaat bereits den Anfang eines großen deutsch-afrikanischen Kolonialreiches. England wollte keinen Nebenbuhler in Afrika mehr dulden; es hatte mit seinem Hauptgegner Frankreich schon genug zu schaffen. Und dennoch! War es etwa Überhebung und Annäherung, wenn ein aufstrebender Staat wie das neue Deutsche Reich sich in einem der wenigen der freien Betätigung noch zugänglichem Teil der Erde ein neues Arbeitsfeld seiner starken, jungen Kraft suchte? Aber der kräftigste Egoismus, gestützt auf die tatsächliche Macht, waltete in England allein; jede billige Gerechtigkeit schien ausgeschaltet. Wenn der Widerstand Deutschlands und Bismarcks gegen die englischen Pläne damals nicht stärker war, so lag es nicht an politischer Schwäche Deutschlands, sondern an dem geringen Einfluß, den die noch junge Macht besaß. Man muß sich klar sein, daß von dem Augenblick an, als Bismarck in die afrikanischen Verhältnisse eingriff, nicht mehr wie bisher Frankreich, sondern eben Deutschland Englands Kolonialgegner in Afrika war. Alle französisch-englische Gegnerschaft schien vergessen; ja, England unterstützte sogar in starker Weise Frankreichs Kolonialpläne, namentlich dort, wo Frankreichs afrikanische Interessen mit den deutschen zusammenstießen, vor allem in Togo und Kamerun. Das war für England um so leichter, als Frankreich sein Hauptinteresse dem nordwestlichen Afrika zuwendete, während England die Hauptstützen seiner Afrikamacht in

Ägypten und Südafrika sah, seitdem durch Eröffnung des Suezkanals für England das politische Schwergewicht in Afrika nicht mehr an der afrikanischen West- und Südküste, sondern im Nordosten lag. Sobald freilich Frankreich Miene machte, die für den neuen Seeweg nach Ostindien wichtigen Interessenskreise zu stören, rief es die englische Feindschaft hervor, wie der „Fall Tschoda“ und die Marokkokonferenz, namentlich die Behandlung der Tangerfrage, lehren. Im übrigen aber konnte die imperialistische Afrikapolitik Englands, die schließlich ihr Ziel in einem „Afrikareich vom Kap bis Kairo“ sah, nur Deutschland als den einzigen Gegner und Störer seines afrikanischen Großkolonialreiches betrachten. Den größten Schmerz bereitete es England, daß die deutsche Besitzergreifung eines Teiles von Ostafrika bis zu den großen Seen und zum unabhängigen Kongostaat bereits einen Keil in dieses Gebiet getrieben hatte, ehe England das Ziel des ersehnten Afrikareichs völlig klar vor Augen stand. Zwar standen ihm auch noch portugiesische Besitzungen und die Burenrepubliken im Wege, aber sie waren England weniger bedenklich als Deutsch-Ostafrika. Darüber kann kein Zweifel bestehen: die englische Afrikapolitik wird seit dem Jahre 1884 völlig von dem Verhalten Deutschlands in Afrika bestimmt. Seitdem lassen sich zwei Bestrebungen Englands in Afrika klar verfolgen: die Zurückdrängung, mindestens Schädigung der deutschen Machtgebiete und die immer deutlichere Entwicklung eines einheitlichen Afrikareichs vom Kap bis Kairo als Gegengewicht des deutschen Einflusses, aber unter möglicher Ausschaltung aller fremden Interessen. Beide Bestrebungen gingen teils Hand in Hand, wie in Ostafrika, wo bald die eine, bald die andere stärker hervortrat, teils fand, wie in Westafrika, nur die erste ihren vollen Ausdruck.

Das eine der beiden Ziele, die Absperrung und Schädigung Deutschlands in Afrika, war vor Ausbruch des großen Krieges tatsächlich bereits erreicht, dem andern glaubte England kurz vor Beginn des Krieges nahe zu sein, ja, es erhofft vielleicht seine Verwirklichung, wenn ihm als Lohn seiner Unterstützung des angeblich überfallenen Belgien ein Teil des Kongostaates und Deutsch-Ostafrika zufiele. Der Ausgang des Krieges erst wird nun die volle Lösung der Fragen geben, die mit diesen beiden englisch-afrikanischen Bestrebungen im Zusammenhang stehen. Er kann sehr wohl die Mängel mildern, die die Erreichung des ersten Ziels durch England gezeitigt hat; das zweite aber könnte immerhin für England in nebelhafte Ferne rücken, wenn nicht für immer als unerreichbar entwinden.

Deutsch-Südwestafrika. Es ist bemerkenswert, daß England fast zum gleichen Zeitpunkt, als die Kongofrage zur Verhandlung stand, mit seiner Haltung Deutschland gegenüber offen hervortrat. Bereits zu Beginn des 5. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts hatte die rheinische Missionsgesellschaft an der Südwestküste Afrikas vom Kap bis ins Damaraland hinein Stationen errichtet. Dieser christlichen Liebestätigkeit folgten bald Kaufleute, und bereits 1868 wendete Bismarck diesem Gebiete, wenn auch wohl ohne territoriale Absichten, seine Auf-

merksamkeit zu. Das damals liberale britische Kabinett würdigte diesem Vorgehen des preussischen Ministerpräsidenten keiner Beachtung. Erst in dem Augenblick als Disraeli 1874 die Regierung übernahm, besetzte England die dem Südtteil der Küste des heutigen Schutzgebietes vorgelagerten guanoreichen Pinguteninseln, und bald (1879) wehte auch die britische Flagge über der Walfischbai, dem einzigen natürlichen Eingangshafen des Hinterlandes. Weder Lüderitzbucht noch Swakopmund konnten später, als 1884 durch Bismarcks Eingreifen Südwestafrika deutscher Besitz geworden war, trotz aller großartigen Kunstbauten den Mangel eines natürlichen Eingangstores in das Innere ersetzen. Es wäre ein nicht zu unterschätzender Vorteil, wenn es einmal möglich sein würde, diese englischen Vorposten-Inseln und den britischen Küstenwachplatz, der in seiner politischen Abgeschlossenheit gar keine Bedeutung hat, aus dem Körper der deutschen Kolonie zu entfernen. Wenn auch die Inseln kein unmittelbares Hemmnis sind, die Walfischbai nur in beschränktem Maße ein solches darstellt, so würde doch eine freiere Entwicklung der Kolonie, ich möchte sagen, ein freieres Atmen einsetzen können, wenn sie nicht englisch wären. Einer das eben erworbene Küstengebiet bedrohenden englischen Umklammerung konnte Bismarck noch rechtzeitig zuvorkommen, indem er am 12. August 1884, fünf Tage nach der amtlichen Erklärung der Protektoratsübernahme über Lüderitzland, auch das nördlich der Walfischbai bis 18 Grad s. Br. gelegene Gebiet als unter deutschem Schutz stehend erklärte. Damit war die in den ersten Augusttagen drohende Gefahr einer Besetzung durch England durch ein frisches Zugreifen beseitigt. Einen Monat später erkannte England die deutsche Schutzherrschaft über die Küste vom Dranjefluß bis zum Kunene an, behielt aber die kleinen Küsteninseln und die Walfischbai in seinem Besitz.

Bedenklicher für die Kolonie als diese immerhin kaum spürbare englische Umklammerung von der Seeseite ist die vom Binnenlande aus. Schon die gemäß den Längen- und Breitenkreisen mathematisch zugeschnittenen Grenzklinien lassen erkennen, daß auch hier wie in fast ganz Afrika die jetzigen Territorialgrenzen nur Notbehelfe sind, daß ihre endgültige Festlegung einer späteren Zeit vorbehalten ist. Gerade für Südwest wäre eine solche endgültige Regelung, die mehr Rücksicht auf die geographische Eigenart des Landes, auf seine orographischen, hydrographischen und völkischen Verhältnisse nimmt als die auf dem Papier am grünen Tisch gezogenen Linien, recht wünschenswert. Möge dieser Tag nicht mehr allzu fern sein! Gegen Norden nach portugiesischem Gebiete zu gibt der Kunene in seinem Unterlauf und der Kubanyo in seinem Mittellauf die allgemeinen Richtlinien, gegen Süden dürfte kaum eine andere Grenzführung als heute zu erwarten sein. Allerdings müßte das zum mindesten höchst merkwürdige Erzeugnis hilfloser Diplomatie verschwinden: die Grenze am Nordufer des Dranje. Solange sie nicht in die Mitte des Stromes verlegt ist, hat Deutsch-Südwest-Afrika in der Tat keinen Anteil an Segnungen des Stromes. Völlig ohne geographische Rücksicht ist die Ostgrenze gezogen,

noch willkürlicher das unglückliche Gebilde des zum Sambesi sich reckenden Zipfels an der Nordostseite.

Den Anstoß zu dem englisch-deutschen Gegensatz im Binnenlande gab die fast gleichzeitig mit der deutschen Küstenbesetzung zusammenfallende Reise des Burenpräsidenten Krüger nach Europa (1884). Seine in englischen Berichten mehr oder minder zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht und mit politischem Geschwätz reichlich umkleidete wohlwollende Aufnahme in Berlin scheint in London ziemlich starke Bestürzung hervorgerufen zu haben. Man sah ein Bündnis Deutschlands mit den beiden Burenrepubliken voraus, sah den englischen Einfluß in Südafrika schwinden, ja, man rechnete selbst mit einer völligen Preisgabe des britisch-südafrikanischen Besitzes. Das Kabinett Gladstone griff entschlossen ein und beruhigte die englischen Gemüter erst, als englische Truppen an der Westgrenze der Burenrepubliken den Dranje nordwärts überschritten und so einen Keil zwischen den neudeutschen Küstenbesitz und die Burenstaaten trieben. Betschuanaland ward in den folgenden Jahren britisch und damit der Schlüssel zu weiterem nordöstlichem Vordringen Englands. Vorher bereits hatten die Engländer von Natal her ihren Einfluß nordwärts längs der Küste bis zur Delagoabai geltend gemacht. So spürten denn auch wie Deutsch-Südwest die Burenrepubliken die britische Umklammerung. Die endgültige Grenzregelung im Osten der Kolonie erfolgte erst 1890 nach Bismarcks Abgang.

Damit beginnt der Abschnitt der südwestafrikanischen Kolonialgeschichte, der an den Namen Caprivi geknüpft ist und bis auf den heutigen Tag seine Spuren in dem sogenannten Caprivizipfel bewahrt hat. In dem nach Bismarcks Abgang von Caprivi unterzeichneten, später noch einmal zu erwähnenden Vertrag von 1890 konnte bei Schaffung der festen „Hinterwand“ der Kolonie weder eine wesentlich andere östliche Grenzführung gegen Britisch-Südafrika erreicht werden, als wie sie theoretisch bereits seit Gründung der Kolonie bestand, noch konnte ein größeres Gebiet am Sambesi gewonnen werden, obwohl — ebenfalls seit 1884 — die deutsch-portugiesische Grenze im Norden diesen Strom erreichte. So entstand der völlig wertlose, in keiner Weise organisch mit der übrigen Kolonie verknüpfte Zipfel, der bis heute als wenig erfreuliche Erinnerung den Namen an seinen Schöpfer bewahrt hat. Es wäre besser gewesen, man hätte auf dieses Gebiet ganz verzichtet gemäß dem Satz seines Begründers: „Je weniger Afrika, desto besser!“

Es bedarf nur noch der kurzen Erwähnung einzelner Tatsachen, um zu zeigen, wie England mit nimmerrastendem Eifer, freilich nicht immer mit einwandfreien Mitteln arbeitete, um sein Ziel der Abdrängung aller nichtenglischen Interessen in Südafrika zu erreichen. Das war für England um so leichter möglich, als es sich in Südafrika um Staaten handelte, die England nicht im entferntesten eine gleichwertige Macht entgegensetzen konnten. Weder der Ausgang eines diplomatischen Streites mit Portugal noch der eines Waffenganges mit

den Burenrepubliken konnte zweifelhaft sein. Portugals südafrikanische Besitzungen der Ost- und Westküste verlangten ja geradezu nach einer Vereinigung über den inneren Kontinent hinweg. Vor 1876 schien diese Möglichkeit noch gegeben, schwand dann aber vollends, als die Kongofrage andere innerafrikanische Fragen aufrollte. Als 1886 der Gedanke in Portugal von neuem auftauchte, war es bereits zu spät. Neuerdings scheint England Portugiesisch-Ostafrika vom Njassasee her geradezu rückwärts anzufallen, um die wichtige innerafrikanische Verbindung Njassasee-Sambestmündung in seine Hände zu bekommen. Daß Portugiesisch-Ostafrika in dem Augenblick, wo dieser Rückenstoß die Kolonie in zwei Teile zerschneidet, zu bestehen aufgehört hat, d. h. in dem englischen Kolonialreich aufgeht, dürfte kaum zweifelhaft sein\*). Wie England seinen Überfall auf die Burenrepubliken zur Verwirklichung seiner südafrikanischen Pläne vorbereitete, ist zu bekant, als daß es an dieser Stelle nochmals erörtert werden mußte. Es brauchen nur die Namen Jameson und Cecil Rhodes genannt zu werden. Nur die eine Tatsache sei nochmals betont, daß die Knebelung Portugals in Ostafrika das endgültige Geschick der Burenrepubliken bereits ahnen ließ. Kaum besser als durch den Verlauf der englisch-südafrikanischen Politik mit dem Ziele eines britischen Afrikareiches wird das alte Wort wieder bestätigt, daß Sentimentalität keinen Platz in der Politik hat, ein Wort, daß auch uns, namentlich England selbst gegenüber, unbeschadet unseres Rufes, nicht so oft aus dem Gedächtnis entschwinden sollte!

Für den Ausbau des britischen Afrikareiches vom Kap bis zum Nil hatte die Einengung Deutsch-Südwestafrikas, des einzigen für England wirklich bedrohlichen Besitzes, die große Bedeutung, daß der angeblich versuchte Einbruch der Deutschen nach dem Innern und ihre Vereinigung mit den Burenstaaten mißglückte. Wie ein Symbol der Anfang der neunziger Jahre in die Klemme geratenen deutsch-südwestafrikanischen Politik streckt sich noch heute der Kaprivizipfel vergeblich verlangend gen Osten. —

Togo und Kamerun. Nicht viel besser für die deutsche Kolonialentwicklung liegen die Dinge in Togo und Kamerun. Auch hier ist nach Besitzergreifung der Gebiete die deutsche Kolonialpolitik nicht vom Glück begünstigt worden, und die gegenwärtigen territorialen Zustände, besonders in Kamerun, tragen bereits vom ersten Tage ihrer Festlegung an den Keim der Neuordnung in sich, die hoffentlich nicht allzu fern ist und nicht allzu schwierig sein dürfte.

In Westafrika sind gemäß der orographischen Gestaltung des Erdteils das Kongo- und Nigerbecken die natürlichen Ziele jeder europäischen Kolonisation

\*) Johnston sagt als Erläuterung zu seiner Karte: „Wie Afrika nach dem Kriege aussehen wird“ (Vortrag in der Royal Geographical Society, 24. Februar 1915, abgedruckt Deutsche Kolonialzeitung, 1915, Nr. 7, Sonderbeilage und „Weltwirtschaftliches Archiv“, Oktober 1915): „England wird Portugal die Tugibucht (Mündung des Robuma) im Norden anbieten und dafür das Stückchen Land erbitten (1), welches Britisch-Njassaland von dem schiffbaren Sambesi noch trennt.“

und Brennpunkte der gegenwärtigen Kolonialwirtschaft in Mittelafrika. Als drittes Becken schließt sich beiden das Tsadseegebiet an, dessen wesentlicher, wirtschaftlicher Nachteil freilich in seiner Abgeschlossenheit und schweren Zugänglichkeit vom Meere her liegt. Für alle drei Gebiete aber ist der Golf von Guinea der Ausgangsort der wirtschaftlichen Erschließung, deren natürliches Fortschreiten zu den beiden ersten Becken von den Mündungen der beiden Ströme fluslaufwärts erfolgen muß, zum Tsadseebecken am nächsten vom innersten Winkel der Guineabucht und vom Nigerbecken aus<sup>\*)</sup>. Seit der Aufrollung der Kongofrage und seit ihrer vorläufigen Lösung durch die Kongokonferenz blieben aber als wirtschaftliche Arbeitsgebiete der europäischen Neukolonisation nur noch das Niger- und Tsadseebecken, von denen das letztere aus dem angeführten Grunde zunächst stark zurücktrat.

Als das Deutsche Reich 1884 mit der Besetzung der südwestafrikanischen Küste in die Reihe der Kolonialstaaten eintrat, war das Nigergebiet bereits vergeben. Die Kongoakte enthält den Artikel: „Die Schifffahrt auf dem Niger ist frei, und die Ausführung dieser Bestimmung wird England und Frankreich anvertraut.“ Darin liegt schon ein Verzicht seitens Deutschlands auf koloniale Betätigung im Nigergebiet. Unmittelbar darnach besetzte denn auch England gemäß diesem Artikel die gesamte Küste des Nigergebiets von Lagos bis zum Rio del Rey und im Innern das Gebiet des Benue bis nach Zola, den Franzosen nur die Landschaften um den Nigerbogen belassend.

Keinen glücklicheren Griff konnte Bismarck daher tun als die Besetzung der Togo- und der Kamerunküste. War doch von der ersten aus die Möglichkeit gegeben, binnenwärts vorschreitend eine Verbindung mit dem oberen Niger zu erlangen, und vom innersten Winkel der Guineabucht, der so glücklich in der Mitte zwischen den drei Becken liegt, nach allen drei Gebieten vorzustoßen! Die beiden neuen Angriffspunkte der deutschen Kolonisation waren sonach in Hinblick auf die wirtschaftlichen Erschließungsmöglichkeiten recht glücklich gewählt. Aufgabe der Diplomatie war es nun, durch günstige Verträge mit den eingeborenen Machthabern und durch glückliche Verhandlungen mit den europäischen Nachbar-

<sup>\*)</sup> Der ehemalige Hauptzugang zum Tsadseebecken durch die Wüste von Tripolis aus südwärts hat seine Bedeutung für die Erzeugnisse des Tsadseebeckens heute fast völlig verloren. Wenn gewisse Bestrebungen die Verbindung mit unseren Kolonien auch neuerdings wieder auf den Weg Berlin—Neapel—Tripolis—Tsadsee weisen, um den durch England beaufsichtigten Kanalweg zu meiden („Tag“, Beilage, 27. Januar 1916), so ist dem nur entgegen zu halten, daß England von Malta aus und insolge seiner Machtstellung im Mittelmeer diesen Weg mindestens ebenso bedroht wie den alteingebürgerten; ganz abgesehen davon, daß ein einziger Landweg vermöge seiner geringen Leistungsfähigkeit für den Transport von Massengütern und vermöge der damit verbundenen unverhältnismäßig hohen Kosten, niemals einen Seeweg ersetzen kann. Nicht „der Schnellverkehr nach Afrika“ ist für unsere künftige Weltwirtschaft das Ausschlaggebende, sondern der möglichst zuverlässige und billige Transport von Massengütern der Kolonien nach dem Mutterlande. Die Zeit spielt dabei gar keine Rolle, wichtig ist einzig und allein die Größe des verfügbaren Transportraumes.

kolonifatoren so viele Vorteile zu erringen, daß der Anschluß an die drei Becken von den beiden Küstenbesitzungen aus auch wirklich erreicht wurde. Man muß offen genug sein, zuzugeben, daß es leider nicht geglückt ist, diesen Anschluß zu erreichen, in erster Linie deshalb nicht, weil die junge deutsche Kolonisation sowohl in Togo wie in Kamerun mit den beiden Afrika-Kolonialmächten zu rechnen hatte, mit England und Frankreich. Ihre allgemeine politische Stellung zu dem neuen Deutschen Reiche war demnach allein bestimmend für die Grenzregelungen dieser afrikanischen Guineakolonien. Als dort die schwarz-weiß-rote Flagge zum erstenmal am Mast emporstieg, war England bereits im Begriff, seinen großen, gesicherten Afrikabesitz zu vergrößern. Für England war, wenn man so sagen darf, bereits mit der Kongo- und Südwestafrikafrage eine „deutsch-afrikanische Gefahr“ heraufbeschworen; kein Wunder also, wenn England diese neue Festsetzung mit ganz besonderem Mißtrauen betrachtete und einem weiteren Vordringen ins Innere mit Nachdruck zu begegnen suchte. Bedauerlich bleibt, daß bis in die Mitte der neunziger Jahre — und gerade die ersten zehn Jahre deutscher Kolonialgeschichte waren für die Grenzregelungen entscheidend — die damalige Stärke Englands jedes kräftigere Auftreten unsererseits zwecklos erscheinen ließ. Heute müssen, wenn die Frage der Grenzregelung dieser beiden Gebiete wieder aufgerollt werden, alle Bedenken, die damals zu Recht bestanden, zurücktreten. Unsere heutige Weltstellung gibt uns Bürgschaft dafür, daß uns eine neue Zurücksetzung bei Lösung der unbedingt auftauchenden Afrikafragen seitens Englands erspart bleibt. Von Frankreich gar nicht zu reden! Damals war uns aber auch Frankreich gegenüber ein stärkeres Auftreten kaum möglich, da es leicht zu einem neuen, für die innere Entwicklung des jungen Deutschen Reiches wenig wünschenswertem Waffengang geführt haben würde.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Erörterungen über Togo und Kamerun beide kurz vor der letzten Gebietsänderung in Kamerun (1911).

Togo. Die kleine deutsche Kolonie erstreckt sich östlich von der Goldküste, von der sie nur einen wenig über 60 km langen, wenig zugänglichen Teil ohne natürlichen Hafen umfaßt, etwa halbwegs nordwärts zum Nigerbogen ins Innere in einer durchschnittlichen Breite von 150 km. Die Westgrenze bildet zum großen Teil der schiffbare Volta, von dessen Unterlauf aber — und das ist das besonders in die Augen fallende Kennzeichen — die Grenze plötzlich ostwärts abbiegt, so daß seine Mündung im benachbarten englischen Gebiet liegt. Nicht weniger merkwürdig ist die Abgrenzung im Osten gegen Französisch-Dahome, wo der schmale allerdings wertlose Küstenstreifen zwischen Anache, dem Abfluß des Togosees und dem Monu französisch geblieben ist. Mit dieser kurzen Umrißzeichnung ist unsere diplomatische Niederlage bei den Grenzverhandlungen mit England und Frankreich klar und einwandfrei gekennzeichnet. Wir haben weder von dem einst berühmten Schantiland ein Stück erlangen können, haben nicht einmal den vorzüglichen Zugang durch den Volta erreicht, noch ist binnenwärts der Anschluß an den Niger gewonnen worden. Noch 1894/95 versuchte eine

deutsche Expedition ins Innere diesen Anschluß an den Niger zu erreichen, leider vergeblich. Allerdings trifft England keine Schuld; dieses hat vielmehr ebenfalls seine Ansprüche auf Teile des Nigerbogens von Aschanti aus aufgeben müssen, beide zugunsten Frankreichs, dessen Waffen gerade in der für eine Besitznahme der Eingeborenenländer am oberen Niger durch Europäer günstigen Zeit mit Erfolg sich einen Weg von der Küste und von Senegambien aus gegen das Nigerbecken bahnten. In Verträgen mit Deutschland und England vom Jahre 1897 und 1898 wurden die Aschanti und Togo im Innern abschließenden „Hinterwände“ festgelegt, sodaß seitdem die territorialen Veränderungen am Niger bis auf weiteres ihren Abschluß erreicht haben. Eine binnenländische Berggrößerung Togos bis zum Niger wäre nur im Rahmen einer größeren allgemeinen Machtverschiebung der Kolonialstaaten Afrikas denkbar.

Kamerun. Wenn ich eben sagte, daß es unserer Diplomatie leider in Westafrika nicht geglückt ist, für Kamerun und Togo Anschluß an die drei Becken des Niger, Kongo und Tsadsee zu erlangen, so scheint die Karte Kameruns dieser Tatsache zu widersprechen. In der Tat hat Kamerun von der ersten Grenzregelung an durch den oberen Benue Anteil am Nigerbecken und durch den Schari Anteil am Tsadseebecken erhalten, und die 1911 im Anschluß an die Marokkokonferenz erfolgte Gebietsentschädigung in Französisch-Kongo (Neukamerun) hat schließlich auch eine Verbindung mit dem Kongobecken durch die beiden Zipfel zum Sanga und Ubangi gebracht. Aber diese Anteile sind doch sozusagen nur Fühler, die Kamerun tastend und sehnüchzig verlangend nach diesen reichen Gebieten ausstreckt. Sie spiegeln dem Laien vor, als sei damit tatsächlich der lang gehegte Wunsch erfüllt; sie täuschen einen Wertbesitz vor, der in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Wollen wir doch ganz offen bekennen: hätte man vor Festlegung der Grenzen ausgiebigere Gutachten von Sachgelehrten eingeholt, und hätte man dann die Verhandlungen kräftig und mit mehr Entschlossenheit geführt, so wäre ohne Zweifel ein glücklicheres Gebilde entstanden, als Kamerun in seiner heutigen Gestalt darstellt. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit gerade dieser westafrikanischen Kolonie, deren Lage nicht günstiger sein kann, ein glücklicheres Los beschieden ist; wir dürfen sogar hoffen, daß das Wort des Franzosen Darcy\*) sich bewahrheitet: Kamerun werde vielleicht eines Tages „die Wiege eines großen Reiches“ werden, worüber späterhin noch einige Worte zu sagen wären.

Deutschland suchte in Kamerun zunächst Anschluß an das Nigerbecken durch Erreichung des oberen Benue zu gewinnen. Raum aber rückte die deutsche Kolonisation in dieses Gebiet vor, so erhob England seinen Einspruch. Zwar hatte es noch 1885 bei der Grenzfestsetzung am Rio del Rey gute Miene zum bösen Spiel gemacht, indem es der Besetzung

\*) Darcy, La conquête d'Afrique. Paris 1909. S. 232.

der ganzen Küste von da bis zum Kongo durch Deutschland zustimmte\*); aber beim ersten Schritt Deutschlands in das wertvolle Nigerbecken erhob es gebietend seine Stimme. Es erreichte denn in der Tat auch eine von der Mündung des Großflusses aus — ohne Rücksicht auf dessen Lauf — gradlinige Grenzführung im Nordwesten Kameruns bis zum Benue, die die Kolonie völlig vom Nigerbecken abschloß. Ja, Deutschland konnte nicht einmal die Zuteilung des Ortes Zola erreichen, der für die Vermittlung des Handels von Innenkamerun zum Nigersystem als Handelsplatz eine bedeutende Rolle spielt. Die merkwürdige halbkreisförmige Ausbuchtung um Zola im Zuge der sonst gradlinigen Grenze bleibt zunächst ebenso ein sichtbares Kennzeichen einer deutschen diplomatischen Niederlage England gegenüber wie der Caprivizipfel in Südwestafrika und die Umgehung der Voltamündung in Logo. Daß demnach die Belassung des oberen, nicht schiffbaren Benue von ganz untergeordneter Bedeutung ist, versteht sich von selbst. Ein Anteil Kameruns am Nigerbecken besteht also in der Tat, aber praktisch ist er völlig wertlos.

Wesentlich besser liegen die Dinge am Tsadsee. Deutschland hat einen nicht unbedeutenden Teil des Beckens im Besitz; zudem vermittelt das große Stromsystem des Schari und Logone den Verkehr. Aber der See ist in seiner stetig zunehmenden Versumpfung als verkehrsmittelnder Wasserweg völlig wertlos. Der Hauptnachteil besteht aber, selbst wenn ein reger Wasserverkehr möglich wäre, naturgemäß darin, daß das gesamte Tsadseebecken abflußlos und damit vom großen Weltverkehr völlig abgeschlossen ist. Immerhin ist der Wert des deutschen Anteils trotz der 1911 erfolgten Verkleinerung an dem reichen Becken nicht gering zu veranschlagen, zumal die nächste Verkehrsverbindung zum Meere durch Kamerun führt, eine Verbindung die durch den begonnenen Bahnbau von Duala nach Garua eine aussichtsreiche Verbesserung erfährt.

Es bleibt als drittes das Kongobecken, an dem Kamerun seit 1911 durch den Sanga- und Ubangizipfel einen größeren Anteil hat. Daß damit freilich alle deutschen Wünsche restlos erfüllt sind, kann mit gutem Gewissen rundweg verneint werden. Zunächst weist die Verkehrsrichtung dieser beiden Erzeugunggebiete infolge ihrer Zugehörigkeit zum Kongosystem nicht nach Kamerun, sondern gen Süden nach Belgisch-Kongo. Jede Ausfuhr der reichen Erzeugnisse geht, wenn sie auf dem natürlichen Wasserwege erfolgt, trotz der Internationalität des Kongoflusses, durch fremdes Gebiet. Erst der geplante Bau einer Kameruner Südbahn könnte darin etwas Wandel schaffen. Man kann sich bei Betrachtung dieser beiden seltsamen Gebietszipfel des Eindrucks nicht erwehren, als ob die

\*) Noch heute hat Herr Johnston in der Anmerkung zu den Begleitworten seiner Karte: „Wie Afrika nach dem Kriege aussehen wird“ (a. a. O.) seinem Schmerz über den Verlust dieser Gebiete Ausdruck gegeben, nicht ohne eine etwas seltsame Sentimentalität, wie er selbst zugibt. „Als eine der Gerechtigkeiten der Geschichte möchte ich es erleben, daß sich die englischen Baptistenmissionare wieder in Kamerun niederlassen, ebenso wie ich nicht sterben möchte, ohne in der Hagia Sophia in Konstantinopel eine Messe singen gehört zu haben.“

allen geographischen Bedingungen zuwider laufende Abgrenzung nur wieder ein vorläufiges Beruhigungsmittel für Deutschland sein sollte, um die leidige Marokkofrage zu Ende zu bringen. Trotzdem: diese völlig willkürliche und widernatürliche Gebietsregelung verlangt geradezu stürmisch eine Änderung. Kamerun in seiner heutigen Gestalt ist ein geographisch völlig unorganisches Gebilde. Man betrachte die Karte genauer! Das ehemals geschlossene Französisch-Äquatorialafrika erstreckte sich als ein einheitliches Ganzes von der Nieder-Guineaküste bis ins Herz Afrikas. Heute ist es durch die beiden Kameruner „Kongofühler“ in drei voneinander völlig getrennte Teile zerrissen. Das mittlere, von deutschem und belgischem Gebiet umschlossene Stück ist von jeder Verbindung mit dem übrigen französischen Kolonialbesitz gelöst. Denkt Frankreich wirklich im Ernst an eine Dauer dieses Zustandes? Oder machte es 1911 das Kongozugeständnis an Deutschland nur in der Hoffnung, in einem angeblich wohl nicht allzu fernen „Revanchekrieg“, der selbstverständlich für die grande nation siegreich ausfallen mußte, die beiden deutschen „Fühler“ wieder abzureißen und dann die Kongofrage zu seinem Gunsten zu lösen, wie es bereits in den siebziger Jahren versuchte? Dann wäre also die Abtretung der beiden Gebiete nur ein billiger Brocken gewesen, den Frankreich Deutschland vorwarf zur Stillung seiner Ansprüche? Fast muß man das alles nach dem Verhalten Frankreichs im gegenwärtigen Kriege annehmen. Vielleicht ist aber die wirklich endgültige Lösung der Kongofrage und damit auch die Lösung der Lebensfrage jener beiden Kameruner „Kongofühler“ nicht mehr allzu fern; ob freilich in dem eben angedeuteten Sinne Frankreichs und Englands, mag dahingestellt bleiben.

(Schluß folgt).

